

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 94 (1968)
Heft: 3

Artikel: Das Farbenverbot : eine unwahrscheinliche Satire
Autor: Gerber, Ernst P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-507441>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

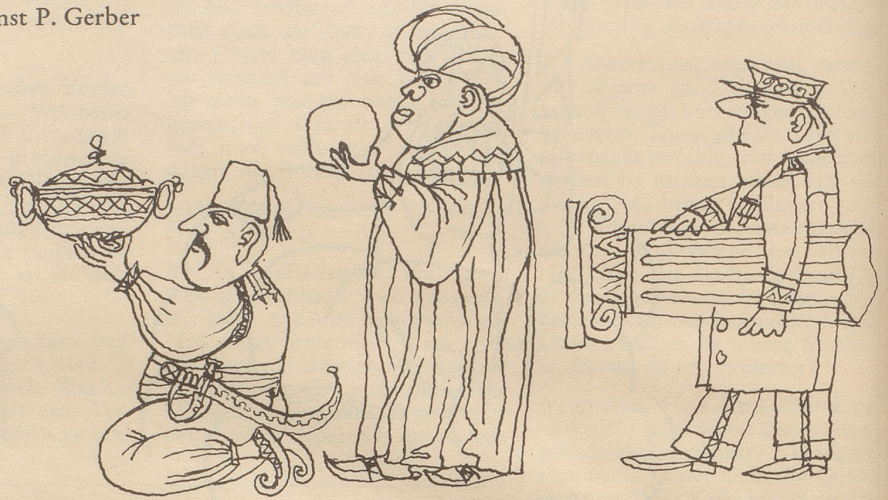
Das Farbenverbot

Eine unwahrscheinliche Satire
von Ernst P. Gerber

Durch ein unbegreifliches, ja leichtsinniges Gesetz hatte eine Instanz des Planeten verfügt, es dürften keine Farben mehr hergestellt und verkauft werden. Eine trostlose, öde Zeit schien anzubrechen. Was den Regierungen, den nationalen Verbänden, Vereinen und Gesellschaften größten Kummer bereitete, das waren die Fahnen und Flaggen, allen voran die bunten staatlichen Hoheitszeichen.

Mit Verspätung hörte Albert Briggen, Klein- und Bergtalbauer von dem katastrophalen Farbmangel, denn selbst im Landanzeiger mehrten sich die Inserate, in denen nach Farben gesucht wurde. Da inserierte der Sultan von Oman, von dessen Flagge lauter Rot leuchtete. Der Sultan mußte sich gedacht haben, im Lande Albert Briggens könnten möglicherweise beträchtliche Rotbestände gelagert sein. Albert Briggen lebte von und mit einigen Ziegen und Schweinen, daneben hatte er eine Kuh, die Hagelversicherung und staatliche Preisgarantien. All das ließ ihm noch etwas Freizeit, und in dieser malte er Landschaften. Damit er nicht immer in die Stadt reisen mußte, hatte er sich ein beträchtliches Farblager zugelegt. Unvorsichtigerweise ließ er dem Sultan von Oman zwei Büchsen Scharlachrot zugehen. Davon mußten andere Staaten vernommen haben, denn von Stund an war Albert Briggen ein auf- und heimgesuchter Mann. Ständig kreuzten fremdländische Gestalten auf; er konnte nicht mehr in Ruhe melken oder die Ziegen striegeln. Der Farbboykott schien die Repräsentanten aller Staaten tief zu beunruhigen. Sie zeigten Albert Briggen Muster ihrer Landeswappen, sie wehklagten, daß ihr Ansehen und ihre Existenz ohne farbgetreues Hoheitszeichen gefährdet seien. Das Hoheitszeichen an Fahr-, Flug- und Schwimmzeugen, an Gebäuden, auf Schriftstücken, als Wappenscheiben, an Feiern und festlichen Anlässen auf Sportplätzen gewährte erst das gesunde nationale Bewußtsein. Und Albert Briggen begriff, daß es darum ging, Eigenart und Ueberlegenheit der einzelnen Völker darzustellen.

So kamen aus allen Gegenden des Planeten hohe Staatsvertreter und legten Briggen reichlich Gaben zu Füßen. Aus Madagaskar brachte man ihm herb duftende Gewürznelken als willkommene Zutat zur Kartoffelsuppe. Aegypten entschuldigte sich sehr, daß es wegen Transportschwierigkeiten kein Nilpferd bringen könne, schenkte dafür einen Stein aus der Cheopspyramide.



Albert Briggen zeigte sich dankbar, denn er hätte längst in der Apotheke Pyramidon kaufen sollen, das er bei hartnäckigem Föhnkopfweg stets zu sich nahm. Er gab zwei Büchsen grüner Farbe für das Banner Aegyptens. Die Chinesen rückten an und wünschten gegen ledergebundene große Gedanken eines Vorsitzenden sehr viel Rot einzutauschen. Die griechische Delegation überreichte ein Stück Säule der Akropolis, da Touristen kaum mehr Interesse dafür zeigten, wogegen Albert Briggen damit seinen sanierungsbedürftigen Ziegenstall stützen konnte. Aus dem Königreich Kambodscha keuchte ein Bevollmächtigter heran, auch aus der Türkei. Letzterer beschenkte Briggen mit kostbaren Tabakpfeifen aus Meerschaum. Kolumbien zahlte mit Tabak und Kakao. Albert, allmählich geschäftsgewandt, verschmähte den Kakao, da er – Briggen – ohnehin an Verstopfung leide. Deshalb behielt er eine Büchse gelber Farbe zurück. Marokkaner brachten einen Mandelbaumsetzling, Kanadier wertvolles Platin, wodurch Albert Briggen seiner Lebtage mit Material für Zahnplomben versorgt war. Die rote Farbe trug die höchsten Gegenwerte ein, die schönsten Geschenke. Auch die Japaner begehrten Rot für ihre Sonne, brachten kupferbraune Teeblätter, eine Riesenkrabbe und einen Hitachi-Transistor in die Bergeinsamkeit. Venezuela legte Vanillefrüchte auf den Tisch, benötigte dafür Orange und Rot, dieweil Albert Briggen die Zunge um die Mundwinkel schlenkerte, wenn er an Vanillecreme dachte. Aber sein Farblager ging zur Neige. Albert Briggen hatte staunend erfahren, wieviel Farbe an Volksgemeinschaft bekräftigende Malereien verwendet wird. Wenn Briggen erklärte, diese oder jene Farbe sei ausgegangen, kniffen die Farbsucher und Staats-

vertreter mißtrauisch die Augen zu. Sie rangen verzweifelt die Hände, sie beteten, baten, schrien und fluchten in allen Planetensprachen, weil sich ihr geistiges Auge das geliebte Land ohne Flaggen-fahnen-wappen-hoheitszeichen nicht vorstellen konnte. Und als der Herrscher von Oman nochmals um einen Posten Rot bat, trat Albert Briggen dem Sultan den letzten Rest ab und hoffte in Gegenrechnung für alle Zeit mit Sultaninen reichlich versorgt zu sein, denn die aß er mit Vorliebe.

Die vielen andern, die ebenso Rot begehrten, wurden böse und bedrohten den bescheidenen Hochtalkleinbauern, der den ganzen Farbrummel satt hatte und mit Hagelwetter und staatlicher Preisgarantie zufrieden gewesen wäre. Briggen nahm seinen Zeiß und floh auf einen Berg, von wo er große Weiten des Planeten überblicken konnte. Er betrachtete das Treiben der Staatsmänner, die wild und panisch nach Farben für ihre Landeszeichen jagten, nach Farbtöpfen in Grün, Gelb, Blau, Orange, Rot. Um Rot entbrannten heiße Schlachten, wie sie sonst nur um Oel oder wertvolle Erze geschlagen wurden. Schließlich sah Albert Briggen nur noch Rot, Rot, Rot, blutrot – genug für alle Wappemaler des Planeten. Aber sie brauchten das Rot nicht mehr, denn auch sie waren Opfer der Wappenfarschenschlacht.

Da legte Albert Briggen den Zeiß weg, stieg vom Berg zur Hütte hinab (zwischen den Zähnen mit kanadischem Platin die türkische Meerschaumpfeife) zu Vanillecreme und Gewürznelken, zu seinen Sultaninen vom Sultan. Er trat – noch ganz benommen – in den Stall und lehnte sich an die Akropolssäule, wo Kuh und Ziegen die Häupter schüttelten. Er fand das Schütteln vollauf berechtigt.